

«Die Welt in mir ist voller Krieg»

Die iranische Exil-Schriftstellerin Aliyeh Ataei ist Writer in Residence am Literaturhaus Zürich. Ihre Gedanken kreisen um Krieg, Heimat und Verlust.

Von Pascal Moser (Text) und Maurice Haas (Bilder), 22.06.2026



Für Aliyeh Ataei ist Frieden nichts weiter als eine Atempause zwischen den Kriegen. Das Exil, in dem sie lebt, nennt sie «Niemandsländ zwischen Leben und Tod».

Die iranische Schriftstellerin und Aktivistin lebt seit Februar und noch bis Ende Juli als Writer in Residence in Zürich. Von ihrer Wohnung aus blickt sie auf eine Stadt, die friedlich wirkt. Doch Frieden ist für sie kein Zustand, der sich einfach einstellt, sobald man eine Grenze überschritten hat.

Den Iran hat sie körperlich verlassen, innerlich nie. Deshalb spricht sie weniger über das Ankommen in einer neuen Heimat als vielmehr über eine Art Wiederaufbau. Gemeint sind damit nicht unbedingt Städte, sondern vor allem auch die persönliche Heilung.

Der Wiederaufbau, schreibt sie in ihrem Buch «Im Land der Vergessenen», dauere ein Leben lang. Und sie fügt hinzu: «Wer einmal aus seinem Land geflohen ist, bleibt für immer ein Flüchtender.»

Auch wenn Ataei selbst nie flüchten musste: Sie gehört ebenfalls zu den Heimatlosen. Gründe, das Land zu verlassen, gibt es viele. Ataei ist nach Europa gekommen, um der Zensur zu entgehen, die ihr literarisches Schreiben erschwert. Im Iran hätte sie mit ihren politischen Geschichten keine Möglichkeit, gehört zu werden. Und nicht zuletzt

hat sie den Iran verlassen, um ihrem Sohn eine andere Zukunftsperspektive zu bieten.

Der Grossteil ihrer Familie lebt im Iran und in Afghanistan. Es sind die Länder, aus denen die Heldinnen ihrer Bücher stammen. Länder, in denen das Leben von Frauen «fast nichts wert ist».

Und doch kämpfen die Frauen weiter. Warum? Weil die Hoffnung sie antreibt. So schildert es Ataei in ihrem Prosaband «Im Land der Vergessenen», ihrem bislang einzigen Buch, das auf Deutsch erschienen ist, aus dem Persischen übersetzt von Nuschin Maryam Mameghanian-Prenzlow.

«Hoffnung», schreibt Ataei im Vorwort, «ist das, was jede afghanische Frau antreibt, sich in ihrem Kampf für die Chance, eine Schule zu besuchen, gegen die drakonischen religiösen Gesetze der Taliban aufzulehnen. Hoffnung ist das, was in den ängstlichen afghanischen Kehlen steckt, die am Ende der Strasse ihre Freiheit einfordern.»

Im Original 2021 erschienen, also noch vor der Revolution und ihrer blutigen Niederschlagung durch das Regime und noch vor dem jüngsten Angriff Israels und der USA, zeugt der Erzählband von Ataeis Talent, Worte für ein Grauen zu finden, das sich der täglichen Berichterstattung entzieht. Die Geschichten handeln von Liebenden, die durch Kugeln sterben. Von Frauen, die geschlagen oder verstümmelt werden, verstossen oder ermordet. Und von Leuten, die Ataei persönlich kennt. Denn die Geschichten sind autobiografisch geprägt und entstammen zu einem Gutteil ihrer eigenen Familiengeschichte.

Manche Bekannte hat sie schon als Kind erst wiedergesehen, als sie durch einen Spalt in der Mauer einer Leichenhalle blickte. Und jetzt ist sie hier, in der Schweiz.

Sie träumte von den Bergen

An einem Tag im Mai steht Ataei auf der Rigi und lässt den Blick über die Bergkulisse schweifen. Nichts deutet auf das Erlebte hin, das diese Frau hinter sich hat. Sie ist fröhlich, durchstreift die Wiesen und plaudert über alles Mögliche. Nur wenn das Thema auf den Iran fällt, wird sie ernst. Sie hält inne und denkt nach. Sie erinnert sich an ihre Kindheit. Von genau solchen Bergen habe sie damals geträumt.

«Es war ein komischer Traum, in dem alle dachten, ich sei tot, während ich eigentlich nur in die Alpen gezogen war. Weg von allem hatte ich ein neues Leben begonnen und eine neue Sprache gelernt», sagt sie, während sie die Gleise der Bergbahn überquert, um die Kühe zu fotografieren.

So ist das bei Ataei. Das Erzählen und das Sterben liegen dicht beieinander. In fast jede ihrer Geschichten dringt der Tod ein. «Mir bleibt nicht mehr, als den Blick auf die Gräber zu lenken.»

In ihrem Werk geht es um Sprachlosigkeit, unzählbare Wut und Schuld. Und natürlich um schlaflose Nächte unter Bomben und den Wunsch nach Frieden. Vor allem aber versucht sie, die Toten schreibend wieder zum Leben zu erwecken. Literatur ist ein Versuch, jene Menschen spürbar zu halten, die Geschichte und Politik ausradieren wollen.

«Die ständige Rückkehr zu den Toten ist die einzige Möglichkeit, die Würde eines Volkes zu bewahren», sagt Ataei.

Die Würde bewahren. Es scheint, als sei das den Menschen im Iran so wichtig wie das Überleben selbst.

Eine Kindheit zwischen Gewalt und Aufbruch

Ein paar Wochen zuvor, bei einem ersten Treffen, ist von dieser sprachlichen Erhabenheit wenig zu spüren.

Zu diesem Zeitpunkt lebt sie noch nicht lange in Zürich. Die Sprache versteht sie nicht. Ataei kommt zu spät, wirkt aufgelöst und mit den Gedanken woanders. Es ist der 1. März, gerade haben israelische und US-amerikanische Streitkräfte den Iran angegriffen. Wenige Tage zuvor starben in Afghanistan zahlreiche Menschen bei pakistanischen Luftschlägen.

Wir treffen uns um die Mittagszeit, reden lange kein Wort. Plötzlich, auf ihr Buch angesprochen, lächelt sie. Die Geschichten seien wahr. Sie schreibt von Kindern, die in der Grenzregion mit Skorpionen spielen. Es ist ihre eigene Geschichte. Und die ihrer Heimat – ein Wort, das sie manchmal wie eine Plage verfolgt.



Aliyeh Ataei wurde 1980 in Darmian geboren, einer Region an der Grenze zwischen dem Iran und Afghanistan. Als Kind verirrt sie sich in eine Bibliothek. Dort findet sie Günter Grass' «Blechtrommel», später liest sie Virginia Woolf, Margaret Atwood und Annie Ernaux. Die Literatur eröffnet ihr eine Welt, die weit über die Grenzregion hinausreicht, in der sie aufgewachsen ist.

Als Jugendliche interessiert sie sich zunächst für das Theater. «In einer religiösen Familie war die Entscheidung für das Theater beinahe ein Tabu», sagt sie.

Wann sie von den Schweizer Bergen träumte, sagt sie nicht genau. Aber vergessen habe sie die Bilder im Kopf nie.

Sie zieht von der Provinz nach Teheran. Auf die Unterstützung der meisten Verwandten kann sie nicht zählen, doch stehen ihre Eltern fest hinter ihrer

Entscheidung, ein künstlerisches Studium zu verfolgen. Einfach war es auch in Teheran nicht.

Eines Tages rufen drei Männer sie und eine Freundin auf der Strasse zu sich. Als sie hören, dass die Freundin Persisch im afghanischen Dialekt spricht, schlagen sie auf beide ein. In Ataeis Erinnerung war die Gewalt nicht nur rassistisch motiviert, sondern auch sexistisch. Die Erzählung, die sie daraufhin schreibt, sorgt im Iran für einen Aufschrei. Der Titel lautet: «Meine vage afghanische Identität ist eine Qual.»

Die Grenzregion zwischen dem Iran und Afghanistan, in der Aliyeh aufwächst und wo der Grossteil ihrer Familie noch heute lebt, ist eng verwoben mit der Gewaltgeschichte beider Länder.

Ataei wüsste viel von dieser Gewalt zu erzählen, aber manches behält sie lieber für sich. Den Rest verwandelt sie in Geschichten.

In der persischen Welt ist Ataei für ihre Bücher berühmt. Nicht immer war das zu ihrem Vorteil. «Man gilt schnell als Spion oder wird von der Zensur geplatzt», sagt sie. Viele Szenen musste sie so umschreiben, dass nichts auf anstössige Szenen – wie gleichgeschlechtliche Liebe – hindeutet. Ihr Verleger steht dauernd unter dem Druck der Zensurbehörde.

Bevor sie nach Zürich kam, hat sie drei Jahre in Paris gelebt. Für eine Gruppe junger afghanischer Schriftstellerinnen gibt sie online Schreibkurse. «Stellt euch euer Heimatland vor. Dann verschiebt es nach Europa, wo Frieden herrscht», sagt sie zu ihnen.

Hier in Zürich gefällt ihr das ruhige Leben. Doch von Zeit zu Zeit verspürt sie das Bedürfnis, in eine belebte, überfüllte Umgebung einzutauchen. Sie ist an die Dimensionen Teherans gewöhnt: eine Megacity mit rund zwanzig Millionen Menschen, deren Energie ihr vertraut ist. «Deshalb kann das Leben in Europa manchmal etwas langweilig wirken.»

Die Wohnung in der Zürcher Altstadt verlässt sie nur selten. Wenn Bekannte ihr schreiben, verspürt sie Angst und Scham. Scham darüber, in Sicherheit zu sein, während andere dort leben müssen, wo Bomben fallen, und sie nicht helfen kann. «Die Welt in mir drin ist voller Krieg.»

Schlaflose Nächte, Heidi und die Suche nach Heimat

Während ihrer ersten Monate in Zürich treffen wir uns immer wieder. Die Gespräche beginnen stets mit derselben Frage: wie es der Familie im Iran geht. «Das Internet funktioniert nicht, aber wir haben telefoniert. Es geht allen gut, aber ich glaube, sie lügen.»

Manchmal erzählt sie von Afghanistan, dem Schulverbot für Mädchen. Die Taliban haben den Lauf der Geschichte zurückgedreht.

In Zürich schreibt Ataei pausenlos. Den Krieg erlebt sie als virtuellen Bombenhagel. Manchmal prasseln die Nachrichten im Sekundentakt auf sie ein. Sie lebt zwischen Schichten von Gegenwart und Vergangenheit. Und jedes Geräusch in der Stadt kann sie zurückwerfen. Für einen Moment, sagt sie, könne es seine Bedeutung verlieren. «Dann verstehe ich nicht mehr, was ich höre.» In solchen Augenblicken verschwimmt die Grenze zwischen Erinnerung und Gegenwart. Eine Kirchenglocke oder das

Geräusch eines Trams erschrecke sie zuweilen zu Tode. Die Stadt wird zu einer Ansammlung undeutbarer Zeichen. Und selbst die Stille werde ihr manchmal zur Last.

So begleitet der Krieg sie auch dann noch, wenn sie in Zürcher Cafés sitzt. Sie zieht an ihrer Zigarette, trinkt Wein und denkt über den jüngst erreichten Waffenstillstand im Iran nach. Sie misstraut ihm. Die Bomben hätten keinen Frieden gebracht, sagt sie.

Den Glauben daran, mit dem Schreiben etwas dagegen ausrichten zu können, hat sie längst verloren. Aber sie erinnert sich an früher, an die Kindheit. Während schon damals um sie herum Krieg herrschte, flüchtete sie sich in Geschichten. Eine davon war «Heidi». Während im Irak-Iran-Krieg in den 1980er-Jahren die Bomben auf das Haus in Darmian fielen, habe sie sich die Kinderserie mit ihrem Bruder angesehen. Die Mutter tat ihr Bestes, die Kinder von dem abzuschildern, was draussen passierte.

Die Geschichte des Mädchens, das seine Eltern verliert und die Alpen vermisst, ist auch im Iran beliebt. «Heidi» steht für Heimat. Für Harmonie. Wochenlang denkt Ataei über diese Figur nach. Nicht als Person, sondern als Idee. Früher, sagt sie, habe Heidi sie getröstet. Sie weiss, dass es vielen anderen ähnlich ging. Für sie möchte Ataei nun über die Facetten dieses Symbols der Hoffnung schreiben.

Dann erzählt sie von ihrem Sohn in Paris. Im Gegensatz zu ihr verspürt er keinen Wunsch zurückzukehren.

Ihr eigenes Leben, sagt sie, sei niemals glücklich gewesen. «Ich habe mein ganzes Leben den Krieg beobachtet.»

Ataei denkt kurz nach, blickt auf ihren Lebensweg zurück. «Aber ich glaube trotzdem, dass es ein gutes Leben ist.»

Zum Buch und zum Autor

Aliyeh Ataei: «Im Land der Vergessenen». Erzählungen. Aus dem Persischen von Nuschin Maryam Mameghanian-Prenzlow. Luchterhand, München 2025. 192 Seiten, ca. 32 Franken.

Pascal Moser, geboren 1998, arbeitet als Journalist und lebt in Winterthur. Nach dem Studium der Germanistik, Ethnologie und Philosophie hat er einige Jahre als Deutschlehrer gearbeitet und für diverse Medien geschrieben. Derzeit arbeitet er vorwiegend für die Zeitungen der CH-Media-Gruppe.